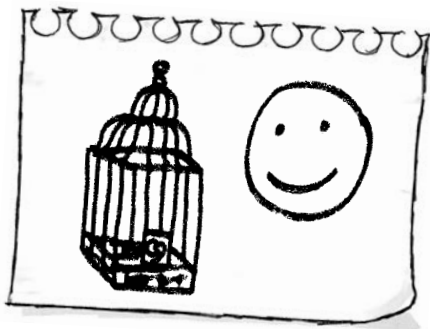




Leseprobe aus: Lieske, Oma, die Miethaie und ich, ISBN 978-3-407-74461-6
© 2014 Beltz & Gelberg in der Verlagsgruppe Beltz, Weinheim Basel
<http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/gesamtprogramm.html?isbn=978-3-407-74461-6>



1. Kapitel

Ein lautes Hämmern begrüßt mich im Hausflur. Es kommt aus dem ersten Stock, schallt durch das Treppenhaus. Das kann nur Oma sein. Wer sonst würde in unserem Haus einen solchen Krach veranstalten?

Es gibt nichts, was man nicht reparieren kann, sagt meine Oma immer, und bevor sie etwas wegwirft, hat sie es sicher zehnmal repariert. »Not macht erfinderisch«, sagt Oma auch, sie liebt Sprüche, vor allem die alten.

Ich stecke meinen Schlüssel ins Schloss, Klingeln oder Klopfen hat bei dem Lärm keinen Zweck. Die Wohnungstür klemmt. Ich quetsche meinen Fuß durch und drücke. Der Teppich im Flur ist zurückgeworfen, Oma hat ihn zur Hälfte hochgerollt, deswegen kriege ich die Tür kaum auf. Am Ende des Flurs kniet Oma und hämmert auf eine Diele ein.

»Hallo Oma«, rufe ich. Oma hämmert weiter. Ich pfeife durch die Zähne, das hat mir Oma beigebracht, als ich sechs war. Oma hört auf zu hämmern.

»Hola Chica!«, ruft sie und legt den Hammer schwungvoll zur Seite. Das ist Spanisch und heißt so viel wie »Hallo meine Kleine«. Oma spricht ganz viele Sprachen ein bisschen, weil sie früher so viel unterwegs war. Sie bläst sich eine Haarsträhne aus der Stirn. »Ich mache gerade diese Holzdielen fertig. Bevor sie mich fertig macht mit ihrem ewigen Quietschen. Schon zwölf?«

»Schon eins«, verbessere ich. »Dienstags komme ich immer um eins.« Oma seufzt und greift wieder nach ihrem Hammer. »Gib mir zwei Minuten, ich hab's gleich.«

Nach einer Stunde sitzen wir zusammen auf dem Küchensofa und löffeln Omas dicke Suppe. Wenn Oma »zwei Minuten« sagt, dann meint sie, dass das bis zu einer Stunde dauern kann. »Reparieren ist ein kreativer Prozess«, sagt Oma immer. »Künstler darf man nicht hetzen.« Also habe ich die dicke Suppe warm gemacht, unsere zwei schönsten Teller rausgesucht, den mit dem lila Rand und zarten Goldstrich, den man kaum noch sieht, so oft haben wir ihn in Gebrauch, und den blauen mit den tanzenden Chinesen. Das Fenster steht offen und draußen in der Kastanie pfeift ein Spatz. Es ist früher Sommer, die Schule ist aus, vor mir liegt ein sonniger Nachmittag.

»Viel auf?«, fragt Oma beiläufig. Ich winke ab. Schule ist kein Thema zwischen Oma und mir. Ich sage jetzt

warum, und dann ist der Fall erledigt. Ich bin Klassenbeste, schon immer gewesen, von der ersten Klasse an. Ich schaue auf die Tafel oder in mein Buch und meistens kapiere ich's sofort. Manchmal mache ich Aufgaben, öfter nicht. Ab und zu schreibe ich eine Zwei. Sonst viele Einsen. Ich habe mich daran gewöhnt, aber manchmal wäre es mir lieber, schlechte Noten zu schreiben. Dann hätte ich vielleicht mehr Freunde.

Oma will von alledem nichts hören. Von den Freunden nicht und von den Noten auch nicht. »Das ist, weil du schlau bist«, sagt sie nur. Wenn sie eine Klassenarbeit unterschreiben soll, dann hat sie ihre Brille verlegt, und ohne Brille kann sie nicht unterschreiben. Ab und zu muss Oma zum Direktor, und der sagt dann, ich soll eine Klasse überspringen. »Ach, lasst doch die Kleine«, sagt Oma dann, und alles bleibt so, wie es ist.

Früher wurde ich oft gehänselt. Dann hat Oma mir beigebracht, wie man durch die Zähne pfeift. Und den Klammergriff für Reisende hat sie mir auch beigebracht, mit dem sie auf ihren Reisen jeden Angreifer abgewehrt hat. Man fasst ihn am Handgelenk, verdreht den Arm, sticht in die Rippen und setzt notfalls mit einem Tritt vors Schienbein nach. Beim Klammergriff für Reisende ist Geschwindigkeit alles, vor allem wenn der Gegner groß und schwer ist, dann muss man ihn überraschen, sonst klappt der Armverdrehler nicht.

Das Weitspucken hat mir Oma auch gezeigt. »Damit kommst du durchs Leben«, hat sie gesagt. »Pfeifen, Weitspucken, der Klammergriff für Reisende. Mehr braucht ein schlaues Mädchen nicht zu können, den Rest schaffst du im Schlaf.« Sie hat ihr Omagrinsen aufgesetzt und gesagt, wenn sie ein Kerl wäre, würde sie mir auch noch das Weitpinkeln zeigen, aber sie könne nicht weitpinkeln, denn sie sei kein Kerl und ich auch nicht.

Ich heiÙe Salila. Den Namen habe ich bekommen, weil Oma in Indien durch einen Fluss gewatet ist, als ich geboren wurde. Salila heiÙt »Wasser«. Oma behauptet, dass ich auch aussehe wie eine Inderin. Ich weiÙ nicht, ob das stimmt, aber ich habe lange, schwarze Haare, und unser Gemüsehändler sagt, dass ich türkische Augen habe, weswegen er mich »Prenses« nennt. Das ist türkisch und heiÙt »Prinzessin«. Nur wenn sein Laden voll ist, sagt er gar nichts, sondern wirft mir einen Apfel zu.

Oma musste dann aus Indien zurückkommen, weil meine Mama bei meiner Geburt gestorben ist. Das passiert bei uns in Deutschland ganz selten. Ich weiÙ sogar, wie selten. Man glaubt gar nicht, dass sich hinter 0,012 Prozent gestorbenen Leuten eine ganze Mama verbergen kann. Aber meine Mama ist eine von den 0,012 Prozent Müttern, die bei der Geburt ihrer Kinder

gestorben sind. Auf Omas Nachttisch steht ein Foto von ihr. Sie hatte blonde, kurze Haare und blaue Augen, genau wie Oma, nur dass Omas Haare lang sind und allmählich grau werden. Meine Mama heißt Linda und hätte eigentlich nicht sterben müssen. Die Ärzte haben einen Fehler gemacht, und Oma fragt sich manchmal, ob sie den auch gemacht hätten, wenn sie dabei gewesen wäre. Wenn Oma in der Nähe ist, klappt immer alles, und wenn doch jemand schludert, muss sie nur ganz scharf gucken, und sofort macht derjenige alles richtig. Ich nenne das Omas Killerblick, aber der reicht natürlich nicht von Indien nach Deutschland, und so konnte sie nicht sehen, dass die Ärzte nicht genug aufgepasst haben, als ich geboren wurde.

Ich sehe kein bisschen aus wie Mama und Oma. »Du bist unser Kuckuckskind«, sagt Oma immer. Mir hat sie mal gesagt, mein Vater müsse ein marokkanischer Kamelzüchter oder ein persischer Schriftgelehrter gewesen sein, einer mit dunklen Augen und schwarzen Haaren. Nur so könne man es sich erklären, dass ich schwarzhaarig bin und nicht blond wie Mama und sie. Blond setzt sich immer durch, außer bei Kamelzüchtern, Schriftgelehrten und Prinzen. Da werden die Kinder schwarzhaarig. Aber ein Prinz kam bei meiner Mutter nicht infrage (meint Oma).

In meiner Gegend gibt es viele Kinder mit nur einer

Mama oder mit einem neuen Papa. Das ist ganz normal bei uns. Es gibt auch viele Hortkinder und solche, die sich mittags selbst ihr Essen warm machen, weil die Eltern arbeiten. So jemanden wie mich gibt es kaum. Ich kenne sonst kein Kind, das nur bei seiner Oma wohnt. Ich bin eine Ausnahme, ein Kuckuckskind. Das ist nicht immer angenehm.

Ich will noch trödeln gehen«, meint Oma. »Hast du Lust?«

Klar will ich. Trödeln ist super. Es ist das, was Oma und ich am liebsten machen. Wir haben einen Trödelplan an der Küchenwand, da sind die ganzen Wochenmärkte, Flohmärkte, Garagenverkäufe, Sperrmülltermine und Wohnungsaufösungen aus der näheren Umgebung aufgezeichnet. Es ist ein richtig großer Plan, und darauf hat Oma in Bleistift eine kleine Stadt mit kleinen Häusern und Bäumen, mit Brücken und dem Bahnhof gemalt. Die Trödelplätze hat sie in Blau eingezeichnet, und steckt ein blaues Fähnchen drin, dann ist dort der nächste Termin. Für die beweglichen Trödelplätze steckt Oma gelbe Fähnchen, also für Garagen oder Sperrmüll. Rote Fähnchen gibt es auch, die steckt sie ein, wenn sie ein besonderes Fundmöbel irgendwo erwartet oder ein fettes Schnäppchen.

Der Trödelplan sieht aus wie eine geheime Schatz-

karte, und das ist er auch: Nur Oma kann ihn so richtig lesen, und sie verwendet richtig viel Mühe darauf, ihn immer in Schuss zu halten. Wenn ich morgens aus dem Haus bin, nimmt Oma den Trödelplan ab, rollt ihn vorsichtig zusammen und geht damit zum Gemüsehändler.



Dort setzt sich Oma auf eine große Gemüsekiste vor Hakans Tresen. Hakan, so heißt unser Gemüsehändler, schüttet dann Tee in kleine Gläser, rührt jede Menge Zucker rein und trinkt mit Oma Tee. Das macht er sonst mit niemandem, nur mit Oma. Das hat damit zu tun, dass Oma so viel unterwegs war und die ganze Welt gesehen hat. Sie kennt die Türkei wie ihre Westentasche.

Deshalb versteht sie sich riesig mit Hakan. Die beiden reden lange nix, dann ausführlich über das Wetter und die Verkehrsprobleme in Istanbul, und dann zieht Hakan die Tageszeitung aus dem Briefkasten und schlägt die Kleinanzeigen auf. Er liest die Namen der Straßen und Plätze leise vor, und Oma breitet ihren Trödelplan aus, verschiebt ihre Fähnchen und legt ihre Stirn in Falten wie ein römischer Feldherr.

Wenn Hakan sich ausgemurmelt hat, fragt Oma: »Sonst noch was?«, und wenn Hakan den Kopf schüttelt, fragt Oma: »Ist was kaputt?«, und wenn nichts kaputt ist, kauft Oma für das Mittagessen ein und geht wieder nach Hause. Manchmal tropft bei Hakan aber auch der Wasserhahn oder ein Kabel ist durchgeschmort, und dann macht Oma noch eine Kleinreparatur und geht dann erst nach Hause. Der Besuch bei Hakan spart eine Zeitung, außerdem schont Oma so ihre Augen.

Vogelsanger Weg«, sagt Oma. »Ein Sperrmüll.« Wir gehen in den Hof und machen unsere Fahrräder los. Meins sieht ganz normal aus, es ist rot, hat eine Handbremse und einen Rücktritt, die Schutzbleche sind violett bemalt und ich habe Delfine draufgeklebt. Aber Omas Rad, das ist was! Sie hat ein altes Postrad umgespritzt, so eines mit drei Rädern, vorne eins und hinten zwei. Früher war es gelb, jetzt ist es silberglitzern. Es hat zwei

Lampen vorne und eine hinten und eine riesige Hupe, die stammt aus einem alten Auto. Es hat fünf Gänge für die Hinfahrt, einen kleinen Motor für die Rückfahrt und einen Anhänger für die Fundmöbel. Wenn Oma voll beladen ist, und wenn sie den Berg runterfährt, kommt sie auf exakt 37 Stundenkilometer. Schneller will sie nicht werden, denn sie hat keinen Führerschein. Es sieht lustig aus, wenn Oma so den Berg runterrast und ihre Haare im Wind flattern. Oma trägt nie einen Helm. »Helme sind für Feiglinge«, sagt sie immer. »Nicht stürzen, das zählt. Beim Fahrradfahren und auch sonst im Leben.«

Wir schließen unsere Räder mit einem Panzerknackerschloss aneinander, es hat sieben Zahlen, sonst wäre Omas Rad sofort geklaut. Die Zahlen sind unsere Geburtstage plus die Tageszahl, die wechselt jeden Tag. Oma geht auf Nummer sicher, denn sie hat viele Wochen an ihrem Fahrrad gebaut.

Wir trödeln los. Ein zerschlissenes Sofa, das Weißpolster quillt aus dem Bezug, so was interessiert Oma nicht. Mausgraue Steinzeitcomputer, die so groß sind wie schwer lässt sie auch links liegen. Aber einen Vogelbauer schafft Oma zur Seite und einen Blumenübertopf. Sie steckt ihren Kopf in eine riesige Waschmaschine, überprüft ein paar Kabel, geht dann weiter. Ein kaputtes Bett, ein wackeliger Kinderstuhl, ein schäbiges Regal,

das ist nichts für Oma. Wir wollen schon umkehren, doch da stößt Oma einen Freudenschrei aus. Sie hat einen alten Tischkicker entdeckt, die Farbe blättert schon ab, aber die Figuren drehen sich perfekt. »Ein Schätzchen«, ruft Oma. »Eine echte Antiquität, wer tut so was auf den Sperrmüll? Den peppen wir auf, und dann kickern wir beide los!«

Oma ist ganz aus dem Häuschen, als sie »Antiquität« sagt. »Antiquitäten« sind uralte Möbel, sie sind so alt wie Oma, und manchmal sind sie sogar noch älter. In unserer Wohnung gibt es Antiquitäten, seit ich denken kann, daher habe ich mich an das Wort gewöhnt. Sollte ich wirklich mal vergessen, was es bedeutet, würde ich an Ägypten denken, Ägypten ist auch so ein altes Wort, wegen der Pyramiden. Antiquität und Ägypten, das sind Zwillingswörter. Die sammle ich in einer Liste.

»Nimmst du den Vogelbauer und den Topf?«, fragt Oma, und ich nicke. Vogelbauer und Topf sind schwer zu tragen, aber ich weiß schon, dass Oma den Tischkicker nicht aus der Hand geben würde, daher schleppe ich beides und komme ins Keuchen. Zum Glück ist es nicht weit bis zu unseren Fahrrädern.

Oma stellt das Panzerknackerschloss auf 4512029. Die Tageszahl ist heute die Neun. Das Schloss öffnet sich mit einem Klacken. Wir legen den Kicker flach in den Trödelkorb, den Vogelbauer und den Blumentopf oben-